



ERLEBTES – KLEINE SCHREIBSKIZZEN

Ursula Bernauer

INHALT

Calafquén (Santiago de Chile 1973)	1
Im Garten (2015)	3
Blaugrau (August 2015)	4
Der Rosenzüchter (2018)	5
Das Stöckli (Januar 2020)	6
Isa und Feisal (Juni 2021)	8

Calafquén (Santiago de Chile 1973)

Wo die Oberstadt von Santiago de Chile sich die Berghänge hochzieht und bei gutem Wetter den Ausblick freigibt auf die Schneegipfel der Anden – da liegt ein großer Reiterhof. Edith hatte mir davon erzählt, die Frau eines deutschen Industriellen. Hier habe sie die Leidenschaft ihres Lebens entdeckt: das Reiten. Komm doch mit, sagte sie, als wir bei einer *fiesta* zufällig nebeneinandersaßen. Augenzwinkernd fügte sie hinzu, da wäre auch die Luft viel besser als „*dort unten*“. Mit „*unten*“ meinte sie das Zentrum der chilenischen Hauptstadt, wo ich in einem kleinen Zimmer hinter der Uni wohnte und in überfüllten Bussen mit den Studenten an die Peripherie fuhr für unsere Kurse in Gesundheitsarbeit und Alphabetisierung. Dort trafen wir uns mit den *pobladores*, den Bewohnern der Elendsviertel, unter denen eine ungeahnte Aufbruchstimmung herrschte - sie würden ihre Entwicklung mit eigenen Kräften vorwärtsbringen, alles nur eine Frage der Zeit und des Vertrauens. Die Ideen sprudelten, die Augen glänzten und die Diskussionen über dem gemeinsamen Bohnentopf gingen manchmal bis tief in die Nacht. Das Leben „*unten*“ war für mich ein Abenteuer wie ein Ritt in unbekanntes Gelände.

Ediths Vorschlag vom Reiterhof aber hatte mich dennoch neugierig gemacht. Seit ich in Chile war, hatte ich Geschichten von den Pferden im *rancho* erzählen hören und noch nie im Leben war ich je auf einem Pferderücken gesessen. „*Du musst dir nur Reitstiefel machen lassen*“, hatte Edith noch hinzugefügt und mir eine Adresse genannt. „*In drei Tagen sind sie fertig und sie kosten nicht viel*“. So war es auch. Die schwarzglänzenden Lederstiefel passten wie angegossen und der schnurrbärtige Schuhmacher schnalzte, als er zufrieden sein Werk betrachtete. Aufs Pferd, *gringa*, grinste er, du bist in Chile!

Ob Antonio der Besitzer des Reiterhofs war oder ein angestellter Reitlehrer, habe ich nie erfahren. Er war ein drahtiger kleiner Mann, der mehr mit seinen Pferden sprach als mit seinen Reitschülerinnen, zu denen ich als absoluter Neuling gestoßen war. Das interessierte ihn wenig. Für dich haben wir hier *Calafquén*, sagte er kurz, eine sehr freundliche Stute, sie ist schon älter und nicht so schnell. Er half mir, auf den hellbraunen Rücken des Pferdes zu klettern. Nie hätte ich mir diese Höhe vorstellen können. Ich war fassungslos vor Glück – erstmals spürte ich die Wärme eines Pferdekörpers, wie er wieherte, seine Mähne schüttelte und schließlich lostrabte, gemächlich. *Un, dos, un, dos* – eins, zwei... Das Pferd vermittelte Lebensfreude pur. Angst gab es keine, auch nicht beim kleinen Galopp am Ende der ersten Stunde. Wir trabten im großen Kreis, konnten uns sehen und riefen uns aufmunternde Worte zu.

In der dritten Reitstunde verkündete Antonio, „*heute reiten wir aus*“. Wir verließen das umzäunte Gehege des Reiterhofes auf einem Trampelpfad in Richtung Hügel. Vor mir ritt in geschmeidigen Bewegungen Edith, was mich sehr beruhigte. Doch während sie in gleichmäßigem Tempo auf dem schmalen Weg weiterritt, scherte *Calafquén* plötzlich nach rechts aus, nahm einen großen Satz die Böschung hoch geradewegs auf die Agaven zu, die mit ihren hartfleischigen Blattarmen wie spitze Messer die Luft durchsägten. Das Tier schnaubte. Es schnaubte umso mehr, je verzweifelter und hilfloser ich am Zügel zerrte. Mir klopfte das Herz bis zum Halse, den ich ganz nach vorn beugte, um mich auf dem Pferderücken zu halten. Nach oben, nur nach oben, keuchte das Tier, es gab kein Halten. Sein Körper glänzte

schweißtriefend. Auf einem Kamm angelangt hielt *Calafquén* plötzlich an. Ich sah in einen Tobel, der senkrecht abfiel und aussah wie ein Brunnenschacht. Das ist das Ende, konnte ich nur noch denken. Mir schwindelte. In der Ferne glänzten die Schneefelder der Kordillere.

Calafquén stand lange und schaute. - Dann geschah etwas, was ich nie wieder vergessen habe. Das Pferd begann mit den Hufen zu scharren, als ob es die Beschaffenheit des Bodens prüfen wolle. Dann setzte es sich in Bewegung talabwärts, schräg zur Bergflanke, Schritt für Schritt durch Steine, Sand, Geröll. Der Abstieg führte durch einen rutschigen Wasserlauf, wo es für einen Augenblick einknickte, bis es wieder aufstand und behutsam weiterging. Sein Atem war ruhiger geworden. *Calafquén* will leben so wie ich, kam mir plötzlich in den Sinn. Wir beide sind Lebewesen. Dafür muss ich mich bemerkbar machen, damit das Pferd mich noch weiterträgt und nicht aus Unmut über seine linkische Reiterin seine Menschenlast abwirft. Mit aller Kraft stemmte ich meine Beine so fest in die Steigbügel, wie ich nur konnte, fest an seinen Körper gedrückt. *Calafquén, Calafquén*, rief ich, die Hände tief vergraben in seine weiße Mähne. Die Zügel waren mir längst entglitten.

Der Weg wurde sandiger und in den großen Ginsterbüschen begannen sich die gelben Blüten gerade zu öffnen. Noch über eine kleine Kuppe, dann erreichten wir den sanft zum Tal abfallenden Pfad. Von Ferne sah ich, wie auch die anderen gerade von ihrem Ritt zurückkamen, allen voran Edith mit fliegenden Haaren und glücklichem Gesicht. „*Du blutest ja*“, sagte sie, als wir auf Augenhöhe waren. Ich hatte nicht bemerkt, wie mein Unterarm blutig aufgerissen war von den Dornrändern der Agaven und das ganze Sattelzeug besudelt hatte. Ich spürte nur den weichen Berg von Pferdehaaren in meinen Händen. Er war mir kostbar in diesem Augenblick und mir wurde warm ums Herz. Ich konnte nicht aufhören, den Hals von *Calafquén* zu streicheln und wünschte mir, ich hätte lange Zeit dafür. Danke, flüsterte ich der Stute zu. Es blieben uns nur noch wenige Minuten, bis wir am Eingang des Reiterhofes ankamen. „*Alles klar, muchachas?*“ rief Antonio uns zu, während er mit seiner großen Reitpeitsche in kunstvollen Schwüngen auf den Boden knallte.

Im Garten (2015)

Der kleine Platz zwischen der Hauswand des Nachbarn und dem Gemüsegarten war gerade groß genug, dass vier oder fünf Kinder darin ihr Ringelreihen spielen konnten. Dann fassten sie sich eng an ihren schmalen Ärmchen und tanzten mit lautem Geschrei um ein Kind herum, das sie in die Mitte gestellt hatten. In der Regel war es das Kleinste, das mit ungläubig staunendem Blick zu den Größeren heraufschaute und dabei verschämt in seine Händchen klatschte. Der Kies unter ihren Füßen knirschte.

Großmutter saß auf einer Gartenbank, die an die Wand des Hasenstalls gelehnt war, der das Plätzchen von der anderen Seite her begrenzte. Sie war in ihre Häkelarbeit vertieft und doch schien es, als ob ihr von dem bunten Treiben der Kinder nichts entginge. Nur manchmal hob sie den Kopf und sagte:

„Aber nicht in die Beete, schaut doch, wie schon die Zwiebeln kommen. Und nicht so nahe an den Phlox“. Die Büsche mit leuchtend roten und blau-violetten Blüten standen da in voller Pracht, als ob es ein Paradiesgarten wäre.

Jemand rüttelte am Gartentor. Es war der alte Nachbar von gegenüber.

„Haben Sie nicht gehört, Fliegeralarm, machen Sie schnell!“

„Ach Gott“, sagte Großmutter, „und Hilde ist noch nicht zurück. Wer weiß, wie lange sie noch in der Stadt unterwegs ist und ob sie den Schlauch für ihr Fahrrad überhaupt bekommen hat“. Sie stand auf. „Kommt“.

Als die Kinder fortrannten auf den Kellereingang zu, blieb das Kleine ganz allein stehen. Es wusste nicht, was geschehen war und fing an zu weinen. Großmutter nahm das Kind auf den Arm, strich ihm durch seinen dunklen Lockenschopf und sang ihm ins Ohr *„Aus ist die Laus, wir gehen ins Haus“*. Dann warf sie noch einen Blick in den Hasenstall und verriegelte die Tür. Als die Tiefflieger über die Dächer dröhnten, war das Kind eingeschlafen.

(Kindheitserinnerung an 1943/44)

Blaugrau (August 2015)

Blaugrau ist der Himmel über dem Wattenmeer und seinen Salzwiesen. Es ist windstill und das ferne Geschrei der Möwen, die immer wieder in Schwärmen zum Himmel aufsteigen, wechselt mit großer Stille, die sich über diese weite Landschaft breitet. Wie ein großes Gemälde wirkt sie - einzig belebt von betörend schönen Pferden, die sich darin unaufhörlich bewegen mit ihrer geschmeidigen Kraft.

Von eigentümlicher Melancholie ist das Liebesspiel zwischen dem schwarzen Hengst und seiner braunglänzenden Stute, die den weißen Strich über ihre ganze Nasenlänge wie eine edle Tätowierung trägt. Zuerst folgt er ihr ganz langsam, dann immer schneller, bis sie ganz nahe beieinanderstehen und sich dann in einem Sturm von Energie ohne Ende lieblosen, ehe sie sich ihm urplötzlich entzieht und wegläuft. Er sucht sie – oder es scheint so, als ob er sie suche – denn plötzlich ist er in heftiger Erregung an der Seite einer anderen Stute, die ihm mit der immer schneller werdenden Bewegung ihres eleganten Schweifes antwortet. Die Verlassene mit dem weißen Strich hat begonnen, abseits zu grasen, scheinbar ungerührt und nur ab und zu aufblickend, bis sie ihrem Hengst blitzschnell in die Parade läuft, als er einen Augenblick von seiner Neuen abgesehen hat. Die beiden galoppieren in großen Sätzen davon, immer auf gleicher Höhe, um fern von allen anderen sich zu umkreisen, aneinander aufzurichten und zu tanzen, die Köpfe zärtlich aneinandergelegt, als wollten sie sich ins Ohr flüstern ...

Der blaugraue Himmel hat aufgerissen.

Der Rosenzüchter (2018)

Sein Marktstand besteht aus zwei einfachen Holztischen, die er am Rande des Marktplatzes aufgestellt hat unmittelbar vor den Stufen des Alten Rathauses. Nicht überdacht und erst dann von der Sonne beschienen, wenn es schon fast Mittag ist. Er selber ist meist zu erkennen am gekräuselten Haarkamm seiner grauen Locken, wenn er sich hinter dem Tisch zu schaffen macht. Denn er ist klein an Gestalt, die hinter den gewaltigen Rosensträußen in den großen Eimern fast verschwindet. In hellem Gelb leuchten die oder flammendem Rot, die mehrblütigen Floribunda ebenso wie die langstieligen Rosen, von der jede sagt: ich bin die Schönste!

Es fehlt nicht an Menschen, die vor dieser Pracht stehen bleiben, entzückt wie unschlüssig, bis sie irgendwann seine Stimme vernehmen „*Kann ich Ihnen helfen?*“ Dann geschieht es, dass sie bald einen großen Rosenstrauß in Händen halten, den er in feines Papier nach Schmetterlingsart für sie eingeschlagen hat. Sie zahlen, stecken ihre Nase in die Blüten und ihr Gesicht wird heller. Wo die denn herkämen, die Rosen, fragt eine Frau im dunkelblauen business look mit lauter Stimme. Die sind von meinem Acker, antwortet er, da stehen sie in langen Reihen und ich schneide sie jeden Morgen bei Sonnenaufgang, das mögen sie am liebsten. Ist unsere Zeit, wissen Sie, fügt er noch lächelnd hinzu. Die Frau antwortet nicht und steckt den Strauß eilig in ihre Lactasche, in der eben das Handy klingelt.

Die Marktzeit ist schon fast zu Ende, als plötzlich eine blutjunge Studentin mit ihrem bücherbeladenen Fahrrad auftaucht und vor diesem Stand stehenbleibt, schluchzend mit einem großen Taschentuch vor dem Gesicht. Er hat gerade sein Geld in der Kasse gezählt, als er sie bemerkt, den Kassendeckel zuwirft und ihr zuruft: „*Ist Ihnen was passiert?*“ „*Ach nichts, sagt sie, sich schnäuzend, wissen Sie, mein Vater, eben war der Notarzt da und dann haben sie ihn gleich mitgenommen ins Krankenhaus und ich weiß überhaupt nicht ...*“ --- „*Warten Sie*“, antwortet er ruhig und bindet die letzten Rosen zu einem kleinen Strauß. „*Alles Gute für Sie!*“ Fast ungläubig nimmt sie dieses unerwartete Blumengeschenk in Empfang, bindet es behutsam fest an ihrer Lenkstange und macht sich auf den Weg. Ihre Absätze klappern laut auf dem Pflaster des Marktplatzes, als sie sich noch einmal umdreht. „*Vielen Dank auch, Sie sind ein Engel!*“

(In Erinnerung an W.R. vom Markt in Gundelfingen)

Das Stöckli (Januar 2020)

Für einen Augenblick lang ist die Welt in Ordnung. Wenn der Stock vor mir auf der Erde aufsetzt, haben die Füße ein Gegenüber: sie stehen in einem Dreieck und der Boden hört auf zu wanken. Vielleicht ist es auch so, dass der Stock aus der Erde Energie aufnimmt und sie weiterleitet bis in die Hand, die den Stock führt. Ist sie dort angekommen, wird alles gut, mögen die Knie auch noch so schmerzen – ein Fuß hebt sich, danach der andere Fuß, der nächste Schritt gelingt und noch einer und noch einer, hei! *Ca marche ...*

Eine Erinnerung steigt in mir auf an die antike Rätselfrage: wie heißt das Wesen, das auf vier Beinen geht, dann auf zweien und schließlich auf dreien? Ich weiß noch, dass mir damals auch gar nichts dazu eingefallen war, während ein Junge aufsprang und erklärte, das sei doch klar: Am Anfang gehen wir auf allen vieren, jubelte er, während er sich als krabbelnder Vierfüßler auf den Boden warf, um dann blitzschnell aufzuspringen und auf seinen zwei kräftigen Beinen lautstark durch den Raum zu schlurfen. Und dann, meinte er mit abschätzigem Grinsen, ihr wisst schon - hinkend und ächzend imitierte er einen Alten, der mühsam am Stock geht: das ist das dritte Bein.

Später war mir diese Szene wieder eingefallen, als ich eine Vorlesung hörte über den aufrechten Gang des Menschen. Welcher Philosoph war das noch, der die Metapher des aufrechten Gangs so trefflich ausgeleuchtet hat als Teil unseres Menschseins – körperlich, seelisch, politisch? Es handele sich auf allen Ebenen um eine lebenslange Übung, die keinem Menschen erspart bliebe: sich aufrichten und aufrecht bleiben, sich immer wieder neu aufrichten und dabei aufrichtiger werden – eine vielfach gefährdete Angelegenheit, so hieß es in dieser Vorlesung. Ich habe sie nicht vergessen und empfand sie wie eine Anleitung zur Würde. So ist es. Die Übung des aufrechten Gangs hat mit Würde zu tun. Seit ich selbst am Stock gehe, kann ich das besser spüren. Wobei mir erst jetzt auffällt, wie viele Menschen es sind, die in unserer Stadt am Stock gehen, sehr viele sogar. Ich habe sie vorher gar nicht gesehen, die am Stock gehen.

Der Stock bekommt auf einmal Bedeutung. Gibt es nicht unzählige Bilder und Textstellen, wo der Stock eine Rolle spielt als Wanderstab, Pilgerstab, Hirtenstab? In den Psalmen stehen Stock und Stab für Schutz und Führung, um nicht zu wanken oder verloren zu gehen. „*Dein Stock und dein Stab, sie trösten mich*“, heißt es im Psalm 23,4. Der Stock gehört offenbar zum Menschsein.

Und dieser Stock gehört zu mir - zudem ist er ein ganz feiner aus Winterthur, schwarzlackiert mit sehr freundlichem Handgriff. Carlo hatte ihn mir geschenkt nach meiner ersten Knieoperation vor vielen Jahren. Gelacht hatte er, als er mich im Krankenhaus besuchte, „*E ganz a fines Stöckli, aber vergiss es nööt!*“

Mit diesem Stöckli war ich letzten Samstag bis auf den Münsterplatz gelaufen inmitten des Gewimmels von Menschen, Körben und Schirmen. An einem Gemüsestand angekommen griff ich mit vollen Händen in den Berg von „*Sonnenwirbele*“, die glänzten und nach frischer Erde rochen. Ich legte sie in das mir aufgefaltete Zeitungspapier, zahlte, verstaute den Salat in meinem Rucksack und ging glücklich über diesen Einkauf einfach weiter. ...

Kurz vor der Münstervorhalle hörte ich hinter mir eine Stimme rufen, „*das ist doch Ihrer*“! Ich drehte mich um und sah mitten in dem Menschengewühl einen jungen, arabisch aussehenden Mann auf mich zu rennen, der mit meinem Stöckli in die Luft fuchtelte. „*Vielleicht braucht Frau nicht mehr Stock*“, sagte er, als er mich erreicht hatte und lachte. „*Ja, vielleicht*“, konnte ich nur sagen, überrascht von dieser hoffnungsvollen Aussicht. Wir lachten beide.

Was für ein doppeltes Glück: mein Stöckli kommt zu mir zurück, das ich habe unachtsam stehen lassen. Und: ich bin tatsächlich ohne Stock, sorglos und ohne zu stolpern über das Kopfsteinpflaster des Münsterplatzes gegangen und habe es nicht einmal gemerkt.

Es geht – ich gehe – es geht weiter.

Isa und Feisal (Juni 2021)

Am Tag, als die Stadt-Cafés nach langer Zeit wieder geöffnet haben, regnet es in Strömen. Unter meinem tropfenden Schirm warte ich, bis eine junge blonde Frau mich an der Türe in Empfang nimmt, einen Blick auf den Impfpass wirft und mir freundlich das kleine runde Tischchen zuweist direkt vor der großen Fensterscheibe mit Blick nach draußen.

„Ach, was für ein Glück“, sage ich, „Kaffeetrinken nach so langer Wartezeit beim Orthopäden“ – „Wartezeit? da sagen Sie was“, antwortet sie – „heute ist wieder mein erster Arbeitstag nach einer halben Ewigkeit. Und stellen Sie sich doch meine Kleine vor, die wochenlang nicht in die Kita konnte, ach - aber was darf ich Ihnen bringen?“ Ihr Gesicht glüht vor freudigem Eifer, als sie mir ein hochaufgetürmtes Erdbeertörtchen mit Sahne samt einem heißen Cappuccino serviert. Herrlich! Wir unterhalten uns darüber, was die Corona-Zeit uns alles so beschert hat, als sie laut an die Theke gerufen wird.

Zwei jüngere, arabisch aussehende Männer haben das Café betreten. Durch die Plexiglasscheibe sehe ich, wie sie mit den beiden diskutiert und ihnen dann bedauernd abwinkt. Da sie hier keinen Platz bekommen, lassen sie sich ein Kuchenpaket einpacken und verlassen mit einem Kaffee-to-go den Raum hinaus auf die Straße, wo sie unter der schmalen Dachschräge des alten Hauses mit ihrem aufgespannten Regenschirm Schutz suchen. Durch das große Fenster hindurch sehe ich, wie sie genüsslich in ihren Kuchen beißen – Erdbeertörtchen mit Sahne – während der Regen auf sie herunterprasselt und ihre Kaffeebecher mit Wasser füllt. Was für eine Ungerechtigkeit, denke ich, ich hier drinnen, die da draußen. Ich winke den beiden zu. Sie antworten lachend und einer macht mit seiner rechten Hand diese typische Impfbewegung in den Oberarm, der ich schließlich den Eintritt ins Café verdanke ...

Als ich später zwischen den vollbesetzten Kaffeetischchen hinausgehe, befällt mich ein eigenartiges Gefühl: ich schaue mich um und entdecke niemanden, mit dem ich - wenn auch nur für einen kurzen Augenblick - das Glück über diese neugewonnene Freiheit teilen könnte: nach langer Zeit wieder einmal im Café zu sitzen und freundlich bedient zu werden! Die Blicke der Gäste streifen nur kurz die köstlichen Kuchenstücke auf ihrem Teller, ehe sie wieder in ihren Smartphones versinken.

„Eine verrückte Welt, nicht wahr“ höre ich mich sagen, als ich an den beiden Männern im Regen vorbeigehe. *„Hat es Ihnen denn geschmeckt?“* *„Auf jeden Fall, der Kaffee hat sehr gutgetan und das Süße - wir sind Ärzte und haben gerade Pause in unserer Fortbildung an der Universität. Hoher Standard der Medizin in Deutschland, wir sind froh, dass wir eingeladen worden sind“*. Sie erzählen von ihrer Erfahrung und stellen sich mit ihren Namen vor: Isa und Feisal. Feisal, der Gesprächigere von beiden, tritt einen Schritt vor und sagt ganz unvermittelt *„dass jemand auf der Straße einfach so mit uns spricht. Das ist selten, das fehlt mir in Deutschland, ich meine den Alltagskontakt, ich bin doch schon so lange hier. Bis heute weiß ich nicht, ob die Augen der Menschen hier einander überhaupt begegnen. Was könnte ich denn selbst tun, um“* – mit seinen schmalen Händen macht er eine Geste, die ebenso Hilflosigkeit ausdrückt wie das Bedürfnis, Menschen wahrzunehmen und selber wahrgenommen zu werden. Wir schauen uns einen Augenblick lang schweigend an.

„Ein klein wenig kann ich mir vorstellen, was Sie meinen“, antworte ich ihm, während mir plötzlich jene Szene einfällt auf dem Souk von Aleppo, die ich vor Jahren erlebt hatte. In den unendlich verwinkelten Gassen und Durchgängen zwischen Marktständen hatte ich meine Reise-Gruppe verloren und war verzweifelt stehengeblieben, bis mich zwei verschleierte Frauen wahrnahmen - Kinder auf dem Arm und übervolle Taschen in der Hand. Die stellten sie ab und gaben mir ein Zeichen, dass sie nach meiner Gruppe suchen würden. Als wir uns schließlich wiedergefunden hatten, gab es von beiden Seiten Lachen, Weinen und großes Gestikulieren. Bis heute ist er mir in Erinnerung, dieser aufmerksame Blick der Frauen und wie er mir damals Fremdheit und Angst genommen hatte! Feisal und Isa hören dieser kleinen Geschichte zu mit vielsagendem Nicken.

Wir kommen ins Gespräch über die Art und Weise, wie Menschen miteinander Kontakt aufnehmen, als Isa plötzlich mit lauter Stimme unterbricht: „*Ich heiße Isa und liebe meinen Namen. Wissen Sie, dass Isa Jesus heißt? Jesus, der Prophet, spielt auch bei uns im Islam eine Rolle. Und - darf ich Sie was fragen - Sie sind doch Christin, nicht wahr? - Gibt es bei Ihnen auch den Namen Jesus als Vorname?*“ Ich stutze, bis mir einfällt, dass ich den Namen Jesus als Vornamen in Lateinamerika öfters gehört habe: „*Ja, Isa, dort gibt es Menschen, die heißen so: Jesús!*“ Das Gesicht von Isa strahlt.

Es regnet noch immer und inzwischen sind wir alle drei in gleicher Weise nass geworden. Was der Freude unserer Begegnung keinen Abbruch tut. „*Sie kommen doch gewiss aus einer großen Familie*“, meint Feisal, „*Großmutter*“ murmelt er. „*Ja schon*“, antworte ich ein wenig geistesabwesend, während mir plötzlich die Namen der längst verstorbenen Tanten und Onkels durch den Kopf gehen– die acht Geschwister meines Vaters, versammelt um die Großmutter. Plötzlich befinde ich mich in meiner frühen Kindheit, wo sich am Günterstäler Torplatz mitten in der Kriegszeit die Familie immer wieder getroffen hatte. Es ist ein Gefühl von Zusammengehörigkeit von uns Menschen, das mich – wie auch immer - in diesem Augenblick ergriffen hat. Wir werden uns irgendwann wiedersehen, sagen die beiden Männer aus Saudi-Arabien. Inshallah!